

Monika Nemetschek

# STERNSCHNUPPEN ÜBER DEM HEIMWEG



TYROLIA

# Themenfelder

1	Biografische Mosaiksteine . . . . .	7
2	Gott ist größer als unser Herz . . . . .	27
3	Auferstanden bin ich und allezeit bei dir . . . . .	49
4	Ich werde euch nicht als Waisen zurücklassen . . . . .	79
5	Brief an den „Gott mit uns“ . . . . .	107
6	Schlusswort . . . . .	115
	Dank . . . . .	118
	Bildnachweis . . . . .	119



## Biografische Mosaiksteine

Mit diesem unüblichen biografischen Vorwort lasse ich Sie, liebe Leserin, lieber Leser, ein wenig hineinblicken in mein Leben. Dieser Einblick macht die Texte der nachfolgenden Seiten ob ihrer Wortwahl und Herkunft verstehbarer und erleichtert Ihnen den Zugang zum Geschriebenen. Sich aufdrängende Fragen – die Verfasserin und ihr Leben betreffend – finden eine Beantwortung:

Wer ist die Frau, die solche Texte schreibt?

Woher schöpft sie die Zusagen?

Ist solches überhaupt glaubhaft?

Die Antwort ist einfacher, als man denkt:

Jeder Mensch, der zu beten beginnt, erfährt mehr und mehr ein Geführtwerden durch den Geist der Liebe, durch Gott.

Im Laufe des Lebens wird das, was als Monolog beginnt, zum Dialog, zum „Dialog zwischen Liebenden“.

So beschreibt Papst Franziskus das Beten.

Aus diesem Lebensdialog heraus entstehen Frage und Antwort, Rede und Gegenrede, Ausspruch und Zuspruch. Nunmehr lade ich Sie ein, mich lesend ein Stück weit durch mein Leben zu begleiten. Weiterblättern Sie werden entdecken, wie ich zunehmend in dialogisches Beten hineinwachsen konnte.

Vorab jedoch mag es mir noch erlaubt sein, einige Zeilen an euch, meine ehemaligen Schüler/-innen und Student/-innen zu richten. Ihr habt mir zugehört und geglaubt und ich habe euch in mein Herz geschlossen. Deshalb widme ich euch dieses, mein letztes Buch. Ihr sollt wissen: Meine Abschiedszusage damals, nach Abschluss eurer Ausbildung, „Ich werde euch nicht allein lassen auf eurem Lebensweg“, besitzt noch immer ihre Gültigkeit. Immer noch und immer wieder bete ich euch betend in die „Sonne seiner Liebe“.

Manches von dem, was ich euch noch unbedingt sagen möchte, verbirgt sich in den „Sternschnuppen“-Texten, die euch im nächsten Kapitel erwarten. Es würde mich glücklich machen, könnten diese Texte zu euch finden.

Sie sind ein lieber Gruß von mir, der euch zwischen den Zeilen andeutet, wie sich mein Leben zurzeit gestaltet und zu meistern ist, zumal lang Vertrautes wegbricht, Beglückendes nicht mehr realisierbar ist und zudem das Erdenkleid ausgefranst und löchrig mehr Probleme schafft, als der Trägerin lieb ist.

Dabei möchte ich euch ahnen lassen, wie es dennoch gelingen kann, in der Enge die Weite, in der Leere die Fülle zu entdecken.

Immer wieder bitte ich den großen Liebenden, der mein und euer Leben trägt, euch durch alle Dunkelheiten in sein nie verlöschendes Licht zu führen und jedwede Bedrückung in bleibende Beglückung zu wandeln.

Mit den nunmehr folgenden Zeilen nehme ich euch ein Stück weit hinein in einige Stationen meines Lebens.

## WAS SOLL AUS DIESEM KINDE WERDEN?

Noch sind die Schatten, die sich über meiner kleinen und unserer großen Welt ausbreiten, nicht zu mir vorgedrungen.

Aber es ist eine zerfallende Welt, in die ich hineingeboren werde, an der Schwelle von 1933 zu 1934 – alles ist im Auseinanderbrechen: unsere Familie, unser Heimatland Österreich, die Welt ...

Wache Zeitgenossen stellen die Fragen: Wie soll das alles nur weitergehen? Eine Kindheit ohne Zukunft? In Angst und Not, zwischen Fanatismus und Verblendung, in Armut und Hunger? ...



### „PAPA-BEGEGNUNG“ AUF „1-2-3“!

Ich war drei, meine Eltern zum damaligen Zeitpunkt schon länger geschieden. Dann sollte eine sogenannte Papa-Begegnung stattfinden. Um meinen Vater kennenzulernen, sollte ich ihm für einige Stunden übergeben werden. Am Platz vor der Familienkirche in Linz findet zunächst ein kurzer Wortausaustausch zwischen meinen Eltern statt, wobei mir erklärt wird, ich solle jetzt mit meinem Vater spazieren gehen. Offenbar verstehe ich dieses Ansinnen überhaupt nicht,

zumal der Mann, der da vor mir steht, für mich fremd ist. Er erklärt mir, mein Zögern feststellend, mit fester Stimme: „Ich zähle jetzt bis drei und bei drei kommst du zu mir her und wir gehen zusammen spazieren.“

Er zählt: „Eins, zwei und eins ist drei.“ Kaum hat er die Zahl ausgesprochen, beginne ich zu brüllen, um meine Verzweiflung lautstark kundzutun. Beide Elternteile suchen das Weite, zumal mein Geschrei Vorübergehende anlockt.

In der Folge geht jeder in eine andere Richtung: der ‚fremde‘ Mann ohne mich, die Mutter mit mir.

Überrascht stelle ich fest, Mutter ist ob meiner Weigerung gar nicht böse auf mich, sie scheint sogar zufrieden zu sein.

## EIN KINDERARZT MIT HAUSVERSTAND

Ich bin vier Jahre alt und eine Nahrungsverweigerin. Warum? War mir der normale Hunger vielleicht vergangen? Hatte ich etwa die Probleme und Ängste, die rundherum in der Luft lagen, in mich hineingegessen und war davon satt geworden?

Wenn Mutter und ich auf der Straße gingen und wir Bekannte trafen, die ihren Blick auch auf mich warfen, wurde zu meiner Mutter oft gesagt: „Haben Sie da ein ‚Zarterl‘!“

Das „Zarterl“ war offenbar ich. Bald sollte ich noch einen Namen bekommen. Auf allgemeines Drängen aller mehr oder weniger Klugen in- und außerhalb der Familie kam ein Arztbesuch zustande. Der Arzt, ein väterlich wirkender alter Herr mit Bart, er kitzelte, als er sich untersuchend über mich beugte, gefiel mir. Er schaute mich geraume Zeit an und befühlte dabei meinen Bauch, der eher einer Grube glich als einer Erhebung. Dann sagte er zu meiner Mutter gewandt: „Lass'n Sie's geh'n, die Kloane. Die is und bleibt a ‚Zezerl‘.“

Aber ‚Zezerln‘ san zach. Zwingan Sie’s zu nix, da Körper hoit si scho, was er braucht.“

Diese Worte blieben in mir hängen und entspannten offensichtlich die Atmosphäre in der Familie, wobei der drohende Kochlöffel(!) – bislang neben meinem Suppenteller platziert – seiner eigentlichen Funktion des Umrührens wieder zugeführt wurde.

Übrigens: Zum missbräuchlichen Einsatz an meiner Hinterseite kam er nie. Vielleicht deshalb, weil mein geliebter Großvater – ein fröhlicher, humorvoller Geschichtenerzähler und besorgter Familienmensch – fast feierlich erklärt hatte: „Solange ich lebe, wird in diesen vier Wänden kein Kind geschlagen!“ Gab es dennoch Essprobleme, zitierte ich kühn die Worte des Arztes. Das aber erübrigte sich in den folgenden Jahren, zumal die Nahrungsbeschaffung durch den Krieg immer mühsamer wurde und die Teller immer leerer. Und damit blieb das „Zezerl“ ein „Zarterl“ und das „Zarterl“ ein „Zezerl“.

## UNRUHIGE ZEITEN UND DÜSTERE TAGE

Knapp vor meinem siebten Geburtstag stirbt meine Mutter. Ich bekomme ein Gespräch mit. Jemand fragt nach der Todesursache (meine Mutter war erst 30, als sie starb).

Meine Oma antwortet leise: „An gebrochenem Herzen“.

Ich erschrecke, es gibt „zerbrochene Herzen“? Ich finde das zum Weinen traurig.

Ob Opa auch an zerbrochenem Herzen gestorben ist?

Er starb zwei Jahre vor meiner Mutter. Er hatte sich den Empfang Hitlers in Linz noch angehört. Sein Kommentar: „Jetzt hört Österreich auf zu existieren. Wir gehen einer Katastrophe entgegen.“ Zwei Tage später stirbt er. Bis dahin war er es gewesen, der wesentlich zum Erhalt unserer Familie beitrug und uns mit seiner Heiterkeit und





Herzlichkeit – letztlich auch mit seiner Pension – am Leben hielt. Sein Weggang war für uns alle sehr traurig.

Die nächste Tragödie war das Sterben meiner kleinen Kusine Rotraud; zwei Jahre alt, starb sie an Leukämie.

1940 schließlich stirbt meine Mutter. Seit ihrem Tod blieb ich im Haushalt meiner geliebten „Omi“ und Tante. Ihr hat mich meine sterbende Mutter übergeben. Sie war ihre jüngste Schwester und gerade 19 Jahre alt, als ich ihr anvertraut wurde. Als diplomierte Krankenpflegerin mit großer Sachkenntnis und sicherem Gespür – vom Konvent der Elisabethinen geschätzt und gefördert – war sie drauf und dran, sich ihrem Berufsziel – Ärztin – zu nähern. Da purzelte ich plötzlich mitten hinein in ihre Pläne und Träume.

Gleichzeitig verschlechterte sich die allgemeine Lebenssituation durch das sich ausweitende Kriegsgeschehen.

Die vielfältigen Belastungen schweißen meine Tante und mich zusammen. Sie wird mir nach und nach zur Mutter, kämpft für mich um meinen Zukunftsweg, wie eine Löwin für ihr Junges.

## HOHER BESUCH UND EIN KLEBRIGES GESCHENK

Ich besuche die zweite Klasse Volksschule – und habe noch einmal eine Begegnung mit einem sympathischen Herrn mit Bart. Es ist der Nikolaus, der zu mir kommt. Die Begegnung hinterlässt einen nachhaltigen Eindruck unterschiedlicher Art.

5. Dezember 1941, es klopft, die Tür wird geöffnet, ein großer Nikolaus in beeindruckender Aufmachung betritt unsere kleine Küche. Staunend erstarre ich, während auch einige Nachbarn hereinwuseln. Irgendwer schiebt dem hohen Herrn einen Sessel unter, somit schrumpft er etwas und ich bin mit ihm auf Augenhöhe, fast. Er lässt mich nicht etwas beten, sondern fragt, ob ich ein Lied singen könne. Ich nicke, falte die Hände und singe die vier Strophen von „Lobt froh den Herrn“. Alle im Raum sind still und wie mir scheint andächtig.

Dann kommt, was kommen muss, der Nikolaus spricht: „Ich weiß, du bist ein gutes Kind, aber du willst nicht essen. Das ist nicht gut. Schau her, Monika (er kennt meinen Namen), ich hab dir etwas Gutes mitgebracht.“ Er holt aus seinem Sack eine Dose, hält sie mir entgegen und sagt: „Versprichst du mir, dass du das einnehmen wirst!“ Überwältigt von der himmlischen Erscheinung, hätte ich wohl alles versprochen. So stammle ich mein Ja.

Der raumfüllende Gast verlässt mit guten Wünschen unsere kleine Wohnung. Sogleich wird das hinterlassene Dosengeschenk angebohrt. Ein Suppenlöffel muss her. Träge tropft der Doseninhalt, eine bräunlich-dicke Flüssigkeit, auf den Löffel.

Dieser nähert sich zielgerichtet meinem Mund, den ich notgedrungen aufmache. Der klebrig braune Brei tröpfelt langsam auf meine Zunge. Auf die kurze Schrecksekunde meinerseits folgt ein nicht enden wollendes Würgen und Husten. Schließlich sprüht mit einem Ruck das klebrige Stärkungsmittel in hohem Bogen aus mir heraus. Eine Nachbarin bemerkt: *„Na, also, zum Essen und Beten, soll man neamd nett'n.“* Sonderbarerweise rügt niemand mein Verhalten. Eher ist es ein Hauch von Mitfühlen und Verstehen, der da zu mir herüberschwappt. Vielleicht auch denkt jemand: „Hätte er ihr doch ein Stück Schokolade geschenkt!“

Damit schien die Angelegenheit beendet, aber das Problem war nicht beseitigt, nicht für mich. Hatte ich doch ein dem Nikolaus gegebenes Versprechen gebrochen. Ein ungutes Empfinden blieb nach dem hohen Besuch zurück.

Doch ganz tief in mir keimte nach und nach ein Ahnen auf: Der Nikolaus ist ein Vertreter des lieben Gottes. Der liebe Gott selber, der versteht gewiss, dass ich den „Pickgummi“ nicht schlucken kann, und er hat mich trotzdem lieb.

„Danke, lieber Gott“, betet es in mir. „Ich hab dich auch lieb.“

## MEINE OMA UND EIN TORTENSTÜCK

Meine Omi kann zaubern, ich bin überzeugt davon. Immer wieder schafft sie es, etwas Essbares aufzutreiben. Einmal war es etwas ganz Besonderes, ich erinnere mich, als wäre es gestern gewesen!

„Monika“, sagte Omi, „heute gibts vorne am Hessenplatz, beim Niemetz, ein Stück Torte für ein Brotmarkerl und eine Mark.“ Sie drückte mir beides in die Hand und sagte: „Geh schnell und iss es gleich auf!“ Ich ging nicht, ich „flog“.

Ein ganzes Tortenstück für mich allein! Die Konditorei schon in

Blickweite, erschrak ich. Eine lange Menschenschlange stand da, still und geduldig wartend. Ich reihte mich ein mit großer Angst, wegen der vielen Wartenden leer auszugehen. Solches war oft der Fall, wenn ich einkaufen geschickt wurde. Anstellen musste man sich immer, um alles und jedes, wenn man schließlich an der Reihe war, konnte es sein, dass alles ausverkauft war.

Jetzt stand ich endlich im Geschäft, es roch zauberhaft. Eine Verkäuferin hatte mich wahrgenommen, ich sah nämlich kaum über den Ladentisch, obwohl ich schon in die dritte Klasse Volksschule ging, aber ich war klein, zart und durchsichtig, sagten die Erwachsenen. Ich selbst konnte das nicht feststellen, wenngleich es mich sehr interessiert hätte. Sie sagten auch, dieses Kind hat nur Augen! Sie sagten überhaupt viel Unverstehbares, die Erwachsenen. Zum Beispiel: „Erzähle niemandem von dem, was wir daheim reden, die Wände haben überall Ohren.“ Ich hatte schon manche Wände genauer angesehen, hatte aber keine Ohren gefunden. Aber das alles war mir jetzt gleichgültig, Hauptsache, ich bekam mein Tortenstück. Es „saß“, etwas schmal geraten und gräulich, auf einem Papierteller. Mit meiner Kostbarkeit stellte ich mich in eine Ecke des Geschäftes, das überquoll vor lauter Menschen. Keiner beobachtete den anderen. War doch jeder mit seiner Köstlichkeit beschäftigt. Ich auch. Ich schnappte sie mit dem Mund vom Papierteller (ein Gaberl oder Löffel gab es nicht), und leckte (wohl wissend, dass man so nicht isst), das letzte Tortenbrösel vom Papier.

Da heult die Sirene. Panisch eile ich hinaus aus dem Geschäft und laufe heimzu. Vier Straßen sind zu überqueren. Meine Omi steht, besorgt nach mir Ausschau haltend, vor der Haustür, als wäre das das Selbstverständlichste von der Welt. Der Rest des Tages findet wieder einmal im Luftschutzkeller statt. Die Eisentüre war hinter uns beiden ins Schloss gefallen.

## AUF DEM WEG ZUR „IDENTITÄT“

Eben bin ich vierzehn Jahre alt geworden, besuche die dritte Klasse des Gymnasiums. Jetzt brauche ich, so war das damals üblich, einen Identitätsausweis. Deshalb bin ich beim Fotografen.

Ich bin traurig und bekümmert. Jüngst hat mich mein Vater mit seiner zweiten Frau von der Schule abgeholt. Seit unserer Erstbegegnung damals mit drei Jahren und meinem Geschrei habe ich ihn nicht wieder getroffen. Ich hatte daheim in Wortfetzen mitbekommen, dass er kaum geneigt war, weiterhin die Alimente in der festgesetzten Höhe für mich zu bezahlen. Überhaupt, mir wird wenig gesagt, aber ich ahne viel. Nun hat Vater eindringlich versucht, mir anstelle des Studiums eine Lehre einzureden. Denn so käme ich bald zu eigenem Geld. Ich solle Schneiderin werden, meinten er und seine Frau.

Meine „Löwenmutter“ entwickelte unter dem Druck der knappen Finanzen einen neuen Plan: Ich soll das im Krieg verlorene Schuljahr aufholen, indem ich die 4. Klasse Gymnasium überspringe und dann gleich mit der Lehrerbildungsanstalt (LBA) beginne. Das hieß für mich Büffeln ohne nachzulassen.

Das alles, während sich gleichzeitig der Gesundheitszustand meiner geliebten Oma sukzessive verschlechtert und auch meine „Löwenmutter“ seit den letzten Kriegstagen arg angeschlagen ist. Damals war ich mit Oma in Haslach evakuiert. Mutter kam in den letzten Kriegstagen mit dem Fahrrad, bepackt mit unseren Habseligkeiten, in höchster Eile und von Tieffliegern bedroht, von Linz zu uns. Gravierende irreparable Herzprobleme waren die Folge ...

In dieser höchst fordernden Phase meines Lebens war die einzige Aufhellung der alle paar Tage fällige Friedhofbesuch zum Grabspritzen. Da wuchs doch nahe am Grab meiner Mutter ein Maulbeer-



baum. Voll mit dunkelroten Beeren, wie für mich gewachsen, waren sie für ein paar Tage eine willkommene „Aufpäppelung“ für unsere kargen Mahlzeiten. Gierig stopfte ich die unbekanntenen, wohlschmeckenden Früchte in mich hinein. Eine vorüberkommende Friedhofbesucherin zeigte sich über mein Verhalten entsetzt. „Das ist doch *pietätlos*“, rief sie mir tadelnd zu. Ich verstand das Wort nicht und sagte zu meiner Verteidigung: „Ich bin aber nicht *identitätslos*, ich habe schon meine Karte.“ Kopfschüttelnd verließ sie voll Pietät, aber mit Verachtung, die Stätte meiner unverhofften Sättigung durch das unbekannte „Friedhof-Leckerli“.

Erst viel später erkenne ich, das Pflücken und Essen der fremden Früchte war eine erste Alleinentscheidung, stammend aus einer im Augenblick geschenkten Klarheit: „*Nimm und iss, es ist für dich!*“

## KIND, ALTENPFLEGERIN, SCHÜLERIN ...

Wenn auch niemand wusste, was aus mir werden soll, ich wusste es schon lange: eine Lehrerin. Alle Hürden, die sich auf diesem Weg auftürmten, war ich gewillt, zu überspringen. Als ich vierzehn Jahre bin, ermöglicht ein Entscheid des Vormundschaftsgerichtes diesen Weg.

Unterwegs zur Matura entwickle ich mich privat zur qualifizierten Altenpflegerin. Durch acht Jahre hindurch umsorge ich meine geliebte Oma bei Tag und Nacht. Dafür schlafe ich in der Lateinstunde. Werde ich aufgerufen, um im Text weiterzulesen (wir lesen Ovid, eine Abhandlung über den Krieg), ist es meine mitfühlende Banknachbarin, die mich durch diskrete Schubser zu wecken versucht. Ich habe die Arme gebeugt und den Kopf dadurch aufgestützt. So sitze ich da, interessiertes Mitlesen andeutend. In Wirklichkeit bin ich weit weg. Ich entgleite mir selbst und von der Nacht erschöpft aus dem Jetzt ins „Nirwana“. Einmal geschieht es: Erschrocken fahre ich zusammen, die Bank knarrt, und ich erwache durch das gegen mich losgeschickte Gebrüll des Lateinprofessors. Verschlafen suche ich die Zeile, die sich nicht finden lässt, lese lateinischen Stumpfsinn, zum schallenden Gelächter meiner Mitschülerinnen, begleitet von Schimpftiraden des Lehrers, der mir Faulheit und Interesselosigkeit unterstellt. Ich fühle mich ungerecht behandelt und erbarmungslos niedergemacht. Ich komme mir klein, dumm und wertlos vor ... In schlechtem physischen Zustand schaffe ich schließlich die Matura, mit Traumnoten von hinten angefangen. Kurz zuvor starb meine geliebte Oma. Die Zeugnisnoten liefern mir schwarz auf weiß den Beleg, dass aus mir nicht viel werden kann.

## MATURAFEIER DER ANDEREN ART

In einer Mischung von Erleichterung, es doch geschafft zu haben, und Traurigkeit über mein schlechtes Abschneiden, gehe ich – in trostloses Schwarz gekleidet – zur Maturafeier. Mein bewundernder Blick gilt jenen Mitschülerinnen, die mit Auszeichnung die Matura abgelegt haben, sie allein haben zunächst Anspruch auf einen Posten als Lehrerin. Wie es bei mir weitergehen wird, weiß niemand. Während des Festaktes singt der Schulchor einen dreistimmigen Chorsatz mit folgendem Text:

Du, Herr, der alles wohl gemacht,  
ich will nichts, was nicht du willst schenken.  
Du machst es nicht, wie wir gedacht,  
du machst es besser, als wir denken.

Text und Melodie berühren mich gleichermaßen. Meine anfängliche Bekümmerung schwindet und gibt Raum für Hoffnung und Zuversicht.

Während ich mit den Tränen kämpfe, wird mir im Innern zugesagt:

„Du bist mein geliebtes Kind.  
Ich habe meine Hand auf dich gelegt.  
Ich habe den Weg mit dir begonnen  
und ich werde ihn mit dir vollenden.“

Auf diese Weise getröstet und gestärkt gehe ich dem Kommenden entgegen.



In der Folge unterrichtete ich elf Jahre hindurch an verschiedenen Schulen, vor allem Religion. Immer deutlicher erkenne ich die Not der Kinder und Jugendlichen. Was sie suchen, ist eine bleibende Beheimatung, ein klares Ziel, eine Aufgabe, für die einzusetzen es sich lohnt.

## HABEN SIE EINEN MANN?

Fragen, Ehe und Familie betreffend wurden oft an mich gestellt, von den Kleinen unverblümt, von den Großen eher verschlüsselt.

Ich betrete die 4. Klasse Übungsschule, die ich erst zu Semesterbeginn übernommen habe. Die Kinder freuen sich auf die Religionsstunde und sind mir zugetan. Ein Bub fragt: „Frau Lehrerin, haben Sie einen Mann?“ Ich antworte: „Nein.“ „Haben Sie auch keine Butzerl?“ Ein Schüler gibt die Antwort: „Geh, wenn’s keinen Mann hat, kann sie auch kein Butzerl haben.“ Die Kinder überhören die eben versuchte Aufklärung – ich auch – und bemerken: „Aber warum haben Sie keinen Mann, Sie haben doch ein liebes Gsichterl?“

Ich unterdrücke meine Lachlust und versuche zu erklären: „Wenn ich einen Mann und Kinder hätte, würde ich nicht zu euch und nicht zu den Studenten kommen. Ich würde zuhause bleiben, damit es meiner Familie gut geht.“ Die Kinder blicken mich überrascht an, ein Bub sagt: „Ich hätte gerne so eine Familie mit Ihnen als Mama.“ Ein uriger Schüler beendet das Thema, indem er bemerkt: „Lass ma liaba ois wia’s is: Sie haben koan Mann, aber wir haben Sie als unsre *Religucki*“ (diesen Spitznamen hatten sie mir verpasst).

Vielleicht drängt es auch Sie, ähnliche Fragen zu stellen:

An Familie und Kinder haben Sie nie gedacht? Und Freund hatten Sie auch keinen? Kein Verliebtsein, keine Partnersehnsucht?

Ich hatte einen liebenswerten Jugendfreund, Leo. Er und ich waren

beheimatet und engagiert in der Pfarrgemeinde, konnten gut miteinander reden, eislaufen, spazieren gehen ... sofern bei meiner Überbelastung Zeit für solcherlei blieb. Leo hätte zu gerne mit mir eine gemeinsame Zukunft geplant. Ich indes spürte bald, dass der Weg der Ehefrau und Mutter nicht der meine sein würde. Ich wollte mein Herz freihalten und die Hände offen. Auch wollte ich einen größeren Kreis Menschen ansprechen, mit aufmerksamer Zuwendung beschenken und mit Verständnis begleiten, vor allem Kinder und Jugendliche.

Eine bewusst gelebte Zurückhaltung in Wort und Geste war für uns beide selbstverständlich. Ahnte ich doch früh, dass jeder Geste der Liebe eine Verheißung innewohnt. So war es für mich klar: Kann ich eine angedeutete Verheißung nicht erfüllen, halte ich auch die Geste zurück. Ich weiß, so mancher wird jetzt denken, das ist verrückt!

Es erstaunt und beglückt mich noch heute, dass Leo meine bewusst gelebte Zurückhaltung verstand und mitrug.

Jetzt erst, in meinen alten Tagen, wage ich es, der Zärtlichkeit meines Herzens Raum zu geben, um jedem jene herzliche Geste zu schenken, die ihn mein Wohlwollen und meine Zuneigung spüren lässt.

## GEHEN SIE NICHT WEG!

Nach elf Jahren Unterrichtserfahrung und freizeitfüllender Jugendarbeit beginne ich mit dem Studium der Psychologie, Pädagogik und Theologie an der Universität Salzburg. Der große Wunsch nach einem Studierenkönnen ohne anderweitige Verpflichtung lässt sich nicht verwirklichen. Also muss ich beides vereinen: Studieren und Verdienen. Was, wo, wie ... wieder einmal Fragen über Fragen.

Ich bekomme das Angebot, an der Anstalt St. Josef, der guten Hirntinnen in Salzburg, Religion zu unterrichten und Erzieherdienste zu

übernehmen. Die sogenannten Zöglinge im Alter zwischen zwölf und achtzehn stammen aus traurigsten Familienverhältnissen. Aggression, Brutalität, Gewaltausübung, Züchtigung waren an der Tagesordnung. Nicht wenige hatten Missbrauch, Ausbeutung, Vergewaltigung erfahren. Eine Grunderfahrung einte alle: Niemand mag und braucht mich, ich bin allen im Weg, besser, es gäbe mich nicht!

Was ich im Umgang mit diesen Kindern und Jugendlichen lerne, vergesse ich ein Leben lang nicht. Sie spüren meine Liebe, mein Teilhaben an ihrem Geschick und suchen fast suchthaft meine Nähe. Oft erfahre ich mich hilflos und ratlos. Einzig das Festhalten an jener großen Liebe, an die ich glaube, erhält in mir die Hoffnung, dass letztlich jeder Mensch Heil und Heilung, Freude und Glück, Geborgenheit und unbedingtes Geliebtsein erfahren wird. Die folgenden Jahre an der Anstalt werden für mich eine Herausforderung für Hirn und Herz, ein Lehrstück für mein ganzes Leben.

Eines Morgens – ich habe die erste Stunde Religion bei den Sechzehnjährigen der Hauswirtschaftsschule – ist eine Schülerin der Klasse vom dritten Stock in Suizidabsicht aus dem Fenster gesprungen. Eben war die Rettung da, die Schwerverletzte ins Krankenhaus zu bringen. Wut, Verzweiflung, Lebenshass und Ablehnung von allem und jedem legen sich einem Grabstein gleich über die Klasse, alles andere zudeckend. Ich betrete das Klassenzimmer. Die Klasse gleicht einem Tränenmeer. Auch ich kämpfe mit den Tränen und lasse sie einfach zu. Gleichzeitig ist mir bewusst: Mitweinen ist im Moment das einzig Mögliche und Richtige, dennoch: im Mitweinen allein kann ich nicht eine Stunde verharren, ich muss Worte finden, die geeignet sind, die Trostlosigkeit abzufedern, die Verzweiflung aufzufangen. Aber welche Worte sollten angebracht sein, angesichts dieser Tragödie?

Eine Bibelstelle drängt sich in mein Bewusstsein:

*„Und Gott wird abwischen jede Träne von ihren Augen, es wird keinen Tod mehr geben, keine Trauer, keine Klage und keinen Schmerz. Was einmal war, ist für immer vorbei. ... Seht, ich mache alles neu.“*

(Offb 21,4f)

Wie ferngesteuert entwerfe ich eine Zukunftsvision von Heil und Glück, Geliebtsein und Gerettetwerden für alle. Ich darf nicht innehalten oder überlegen, komme ich mir doch pädagogisch gesehen daneben vor, im Hinblick auf das, was ich in diesem Augenblick an- und ausspreche. Indes, ich formuliere einfach meinen Glauben und meine Hoffnung, noch nicht ahnend, dass die tastend gesuchten Worte eine Wirkung haben, die mich am Ende dieser Stunde so sehr betroffen machen wird.

Die Religionsstunde ist zu Ende, ich muss auf die Uni, eine Pflichtveranstaltung wartet. Die Schülerinnen begleiten mich schweigend durch die langen Klostergänge, bis zur letzten, versperrten Tür ins Freie. Dort stellen sie sich im Halbkreis vor mir auf. Einige sprechen nacheinander für alle, es klingt beschwörend: „Bitte, gehen Sie nicht weg, wir haben jetzt eine Stunde mit Ihnen geglaubt, dass alles einmal gut, ganz gut wird. Wenn Sie jetzt gehen, geht mit Ihnen unser Glaube.“

Ich bin betroffen, erschüttert, und zutiefst berührt von dieser Aussage. In meiner Hilflosigkeit verspreche ich, unser Gespräch fortzusetzen, und fühle mich dabei erbärmlich. Ich trete durch die Tür ins Freie, gehe die Hellbrunner Straße entlang stadteinwärts und bemerke, dass die mir so vertraute Straße ein anderes „Gesicht“ bekommen hat.

Nach und nach ordnet sich mein Denken und Fühlen. Schließlich begreife ich – an diesem tragischen Morgen –, eine wesentliche „Entdeckung“ gemacht zu haben:

Glaube kommt vom Mitglauben!

Alle typisch menschlichen Verhaltensweisen wie Mitfühlen, Mitlachen, Mitweinen, Mitfeiern, Mitbeten ... erlernen wir im Kindesalter durch *Mitsein*. Auf diese Weise gelangen Schritte in Richtung Selbstsein.

In unzähligen Vorträgen versuche ich diese erfahrungsgestützten Erkenntnisse weiterzugeben.

Mit der Abgabe meiner Dissertation (sie handelt von Resozialisierungsmöglichkeiten bei traumatisierten Jugendlichen) und dem dem Ablegen der Rigorosen setzt sich mein Berufsweg an der Pädagogischen Akademie der Diözese Linz fort.

Jetzt, in meinem 87. Lebensjahr, schreibe ich in den nachfolgenden Texten so etwas wie mein Vermächtnis. wobei ich rückblickend erkenne: Alles Fordernde in meinem Lebens war stets auch das Fördernde:

Jede Enge führte in eine neue Weite.

Das gilt auch für mein Beten, das sich immer mehr vom Monolog zum Dialog entfaltet. Damit reifte in mir die Gewissheit, von einer großen Liebe geleitet und begleitet zu sein. Von ihr geführt, wuchs ich hinein in Lebensabschnitte voll neuer Entdeckungen, Erfahrungen, Überraschungen ...



Mehr und mehr keimte in mir das tiefe Ahnen auf um jene große Liebe, von der wir kommen und zu der wir unterwegs sind. Und oft erfuhr ich auf diesem Weg:  
Gott schreibt gerade – auch – auf krummen Zeilen!

